

Verjagt von den schwarzen Turbanen

Von Ulrike Koltermann

In Darfur herrscht ein grausamer Krieg. Zwei Millionen Menschen sind von dort vor arabischen Milizen geflüchtet. So wie Mohammed Hamid.

Eine mit Goldfäden bestickte Kappe ist das Einzige, was Arkorrah Mohammed Hamid als Erinnerung an sein früheres Leben in Darfur geblieben ist. Jetzt hat sein ehemals weißes, bodenlanges Gewand das Graubraun der staubigen Erde angenommen. Hamid sitzt mit einer Gruppe von Männern im Schatten eines Mangobaumes in einem Flüchtlingslager in Boro Medina, im Südsudan. Alle tragen die traditionellen Dschallabiyas, manche haben hochgetürmte Turbane auf dem Kopf. Die Hitze flimmert, es sind gut über 40 Grad.

Hamid war einmal ein wohlhabender Mann, der mit seinen zwei Frauen und 15 Kindern in Buram in der westsudanesischen Region Darfur lebte. Er hatte 30 Rinder, 400 Ziegen, baute Erdnüsse, Hirse, Sesam und Okraschoten an. „Es ging uns gut, wir ahnten nichts Böses“, erzählt Hamid, „doch dann griffen sie auch unser Dorf an.“

Zuerst habe er Flugzeuge gehört, dreimal sind sie an dem Morgen im vergangenen August über sein Dorf geflogen. „Dann kamen die arabischen Milizen auf Pferden und Kamelen. Sie haben sofort angefangen zu schießen“, sagt Hamid. Er nennt die Angreifer Dschandschawid, der Name der berittenen Milizen, die seit vier Jahren die schwarzafrikanische Bevölkerung in Darfur terrorisieren. Hamid weiß nicht, wie viele es waren, aber er erinnert sich, dass sie grüne Uniformen und schwarze Turbane trugen.

Flucht auf Eseln

„Ich war mit meiner Herde unterwegs, als sie kamen. Ich habe gesehen, wie sie mindestens 30 Menschen erschossen haben“, berichtet Hamid mit leiser Stimme und zeichnet dabei mit einem Stöckchen Linien in den Staub. „Manche haben den Verletzten noch in den Kopf geschossen, um sicher zu stellen, dass sie den Angriff nicht überleben würden.“ Hamid wurde am Oberschenkel getroffen. Als die Dschandschawid abgezogen waren, flohen die überlebenden Dorfbewohner in den umliegenden Wald. Ein Freund brachte Hamid auf einem Esel in ein Versteck im Wald. Was aus seiner Familie geworden war, wusste er nicht.

Hamid erklärt sich den Angriff der Dschandschawid damit, dass sie sein Vieh stehlen wollten. Andere Flüchtlinge machen die eigene Regierung verantwortlich. „Das ist das Programm der Regierung in Khartum“, sagt Omar Mohammed, ein 65-Jähriger mit mächtigem Turban. „Sie wollen die Schwarzen aus Darfur vertreiben. Deswegen haben sie die arabischen Stämme gegen uns aufgehetzt und bewaffnet.“ Früher seien die arabischen und afrikanischen Stämme gut miteinander ausgekommen. Aber vor vier Jahren habe die Regierung das Verhältnis beider Gruppen zerstört.



Dem Darfur-Flüchtling Arkorrah Mohammed Hamid wurde beim Angriff auf sein Dorf ins Bein geschossen.

Die sudanesische Regierung bestreitet Berichte vieler Experten, dass sie die Dschandschawid-Milizen unterstützt. Sie behauptet, lediglich gegen die Darfur-Rebellen vorzugehen, die im Februar 2003 der Regierung den Kampf erklärt haben. Vor zwei Jahren schätzten Hilfsorganisationen die Zahl der Toten auf 300000, seitdem gibt es keine aktuellen Zahlen. Mehr als zwei Millionen Menschen wurden wie Hamid aus ihren Dörfern vertrieben und fanden in Lagern in Darfur, im Südsudan oder im benachbarten Tschad Zuflucht.

Durch Busch und Wälder

Einige Tage nach dem Angriff auf Hamids Dorf fand sich eine Gruppe von etwa 50 Dorfbewohnern zusammen, die in die Wälder geflohen waren. Sie beschlossen, Richtung Süden aufzubrechen. „Wir konnten nur mitnehmen, was wir am Leib trugen“, sagt Hamid. Seine Wunde am Bein heilte nur langsam. Zwei Monate dauerte die beschwerliche Reise durch Busch und Wälder. Sie ernährten sich von Wurzeln, Früchten und wildem Honig. Im Oktober erreichten sie Boro Medina, einen kleinen Ort, der zum teilautonomen Südsudan gehört.

Andere Flüchtlingsgruppen hielten sich noch wochenlang in der Nähe ihres Dorfes auf und hofften, dass sie wieder zurückkehren könnten. Jamal Zakaria, ein 30 Jahre alter Mann, traf erst im Februar in Boro Medina ein. Auch er hatte sich nach dem Angriff der Dschandschawid zunächst in den umliegenden Wäldern versteckt. Eines Morgens seien drei Dschandschawid mit schwarzen Turbanen auf Kamelen geritten gekommen. „Ihr Schwarzen macht nichts als Probleme. Dies wird der letzte Tag deines Lebens sein“, habe einer ihm zugerufen. „Wir werden euch alle von hier verjagen.“ Die Dschandschawid nahmen Jamal seine Uhr, sein Radio, seine Hirsesäcke weg und schlugen ihn mit einer Nilpferdpeitsche. „Ich habe Glück gehabt, dass ich ihnen entkommen bin“, sagt er.

Von den Dorfbewohnern in Boro Medina seien sie sehr freundlich aufgenommen wurden. „Sie haben Essen für uns gesammelt, obwohl sie selbst nicht viel haben. Jeder hat etwas gegeben“, erzählt Hamid. Außerdem liehen sie den Flüchtlingen Werkzeuge, damit sie ein Gelände in der Nähe des Dorfes roden und dort ein Lager aufbauen konnten. Mittlerweile leben über 1000 Flüchtlinge in dem Lager, weitere Gruppen sind noch auf dem Weg.

Astgerüste und Strohmatten

Jede Familie hat sich ihren Bereich mit einem Sichtschutz aus Strohmatten umzäunt. Die Schlafhütte besteht aus einem Gerüst aus Ästen und Wänden aus Strohmatten. Auch das Dach ist mit Stroh gedeckt. Die meisten schlafen auf Matten auf dem Boden. Einige, die schon länger da sind, haben sich Bettgestelle aus dicken Ästen und niedrige Schemel mit Geflecht aus Lederstreifen gebaut. Die Kochhütte mit der Feuerstelle ist zum Hof hin offen, auf dem Strohdach liegen die wenigen Gegenstände, die die Familien mitgebracht oder von Hilfsorganisationen bekommen haben: schwarzgerußte Aluminiumtöpfe, Blechgeschirr.

Das Flüchtlingslager in Boro Medina ist klein im Vergleich zu den riesigen Lagern in Darfur und im Grenzgebiet des Tschad. Doch es ist eine gewaltige Belastung für eine Gemeinde, die noch unter den Folgen des 20 Jahre dauernden Bürgerkriegs zwischen der Regierung und dem Südsudan leidet. Die Gegend ist während der acht Monate dauernden Regenzeit von der Außenwelt abgeschnitten, weil die Pisten nicht befahrbar sind und die Brücken über die zahlreichen tief eingeschnittenen Flussbetten während des Kriegs zerstört wurden.

Das Deutsche Rote Kreuz gehörte zu den ersten Organisationen, die die Darfur-Flüchtlinge im Südsudan im Oktober mit Impfstoff, Wasserkanistern und Moskitonetzen versorgt haben. Das UN-Welternährungsprogramm (WFP) schickte Lebensmittel, die aber schon bald aufgebraucht waren, weil immer mehr Flüchtlinge kamen. Ende Februar traf

ein Lastwagen mit 200 Säcken voll Hilfsgütern der Organisation „Hoffnungszeichen“ ein.



15 Kilo Mais, zehn Kilo Bohnen, fünf Kilo Energiekekse:
Eine Flüchtlingsfamilie aus der Darfur-Region transportiert
auf einem Esel einen Sack mit Hilfsgütern zu ihrer Hütte
im südsudanesischen Flüchtlingslager von Boro Medina.
Fotos: dpa/Ulrike Koltermann

Hilfe kommt in Säcken

Das ganze Lager kommt zusammengelaufen, als der hochbeladene Lastwagen neben dem Schattendach zum Stehen kommt, wo sich gewöhnlich die Clanchefs zu Beratungen treffen. Auf der einen Seite sammeln sich die Männer, auf der anderen die Frauen, in leuchtend bunte Schleier gehüllt. Fast alle tragen ein Kleinkind in einem Tuch auf dem Rücken. Kinder in dreckigen, zerrissenen Kleidern blicken staunend auf das riesige Gefährt, von dem die Männer einen 50-Kilo-Sack nach dem anderen abladen.

Jeweils eine Familie oder eine Gruppe von sechs Flüchtlingen erhält einen der Säcke mit 15 Kilo Mais, zehn Kilo Bohnen, fünf Kilo Energiekekse, Pflanzenöl, Zucker, Milchpulver, Salz, Seife, Moskitonetzen, Decken und Kochtöpfen. Die Clanchefs haben Listen mit den Namen der Empfänger zusammengestellt, die ein Mitarbeiter der Hilfsorganisation laut ausruft. Mit Eseln werden die schweren Säcke zu den Hütten transportiert.

Hoffnung nicht aufgeben

Arkorrah Mohammed Hamid freut sich über die Hilfslieferung. Aber er hat noch einen anderen Grund zur Freude. Vor wenigen Tagen ist sein Sohn Adam in Boro Medina eingetroffen. Er hatte ihn seit acht Jahren nicht mehr gesehen. Adam war von zu Hause weggegangen, um in Libyen Arbeit auf einer Baustelle zu finden. Damals war sein Vater noch ein wohlhabender Landbesitzer.

„Ich war entsetzt, als ich hörte, was meiner Familie zugestoßen ist“, sagt der 33-Jährige. Wie es weitergehen soll, wissen weder Vater noch Sohn. Wenn im Mai die Regenzeit beginnt, wird das Leben im Lager noch schwerer. „Nach Darfur will ich sicher nicht zurück, nach all dem, was ich dort erlebt habe“, sagt Hamid. „Das Wichtigste ist, dass ich meine Familie wiederfinde. Eines Tages wird auch der Wohlstand wiederkommen.“